

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Erinnerungen an Nottinghamshire.

(Nach dem Französischen des Misard.)

II.

(Schluß.)

Meine Reisegefährten hielten meine Zurückgezogenheit ohne Zweifel für ein Zeichen französischer Oberflächlichkeit. In ihren Augen flog ich die positive Wissenschaft. Das wahrlich nicht. Die Stunde des Aufbruchs weckte mich aus meinen Träumereien. Man begab sich wieder auf den Weg.

Bei einer Ruine, deren Datum bestimmt ist nach der Uebereinstimmung der Wissenschaft und der Sage, welche ein historisches Ereigniß, eine volksthümliche Person, ein großes Unglück gemacht haben, ziehe ich unbestimmten Träumereien das Interesse an genauen Berichten vor, welche mich unterrichten und ergreifen. So fühle ich in Hardwicke-Castle, dessen Ruinen einst das Gefängniß der Maria Stuart gewesen sind. Dieser Name gehört zu denen, welche jedes Gefühl von Mitleid in unserer Brust anregen; ihr Unglück ist unter der Zahl dessen, wofür wir keinen Trost haben, obgleich die Strenge der Geschichte nicht mehr zu bezweifeln gestattet, daß es verdient gewesen sei *).

Das alte Schloß Hardwicke war der Wohnsiß des John Hardwicke von Hardwicke, eines Landedelmannes, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte. Nur ein sehr zertrümmerter Flügel nach der Nordseite hin ist noch übrig. Die Mauern, durch die Zeit geschwärzt, Epheuranfen, die es zur Hälfte verhüllen, wie mit einem Leichentuch, scheinen die Trümmer eines alten Gefängnisses zu verkünden. Das einzige unversehrte gebliebene Zimmer, das Zimmer der Riesen genannt, wird seines schönen Ebenmaßes wegen bewundert. Das Meublement, welches Maria Stuart benutzte, ist in das neue Schloß gebracht, das links vom alten erbaut ist. Das interessanteste Stück ist das Bett Maria's, zum Theil von ihrer Hand gestickt. Dies Bett war Zeuge so unzähliger schlaflosen Nächte, so vieler erstikten Seufzer, zurückgedrängter Thränen; es war auch Zeuge der vielfachen Träume von Entweichung und Rückkehr

*) Das ist bewundernswürdig bewiesen, dem Mitleid immer noch Raum gebend, durch Herrn Mignet in dreizehn auf einander folgenden Artikeln im „Journal des Savants.“

zur Freiheit und Macht. Die Zeit hat die Farben verwischt und das Gewebe der Fußdecke abgenutzt; der Arbeit ihrer zarten Finger, die Beschäftigung in ihrer Gefangenschaft. Der Anblick eines Grabes ist nicht trauriger, als der Anblick dieses Bettes. Diese verblichene Pracht, dieser Tronhimmel gleichen einem Leichenwagen, ein wahres Grab in der That, da alle Hoffnungen dieser armen Frau darin zu Grabe gehen mußten, und sie wahrscheinlich mehr als einmal darin ihren Tod beweint hatte.

Der Saal, in dem das Bett aufbewahrt wird, ist meublirt wie zur Zeit Elisabeths, man kann einen Tag lang Merkwürdigkeiten darin betrachten, doch was kann man betrachten nach dem Trauerbett einer Frau, welche so theuer ihre Fehler büßen mußte, und deren Anmuth für immer die Geschichte entworfen hat?

Hardwicke Hall, das jetzige Schloß, wurde von der Tochter jenes John Hardwicke erbaut. Es stammt aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Die Vorderseite ist nur ein ungeheures Fenster mit verschiedenen Feldern, wo das, was von Mauern zu sehen ist, nur zur Befestigung der Scheiben dient und die Stelle der Holzrahmen an einem Gewächshause vertritt. Daher das Volkspruchwort:

Hardwicke-Hall mehr Fenster als Wand *).

Die erste Wirkung ist blendend. Als wir vor dem Hause ankamen, nachdem wir den Park zwischen mehreren Wildheerden durchgewandert hatten, ließ die Sonne tausend Blitze an diesen Fenstern strahlen. Es ist ein Haus, vor dem man den Blick senken muß. Die Architektur desselben ist vielleicht nicht korrekt und gehört gewiß keiner Schule an, aber es ist eine der glänzendsten Ideen, die man finden kann. Die Gründerin hatte nicht so unrecht daran, die Sonne zu lieben und derselben völligen Eingang in ihr Haus zu gestatten. Hinter diesem Treibhause konnte sie ein Alter von 87 Jahren erreichen und starb auch dann, wie wir sehen werden, nur durch ein Wunder. Die schwächeren Augen ihrer Nachkommen konnten dieses Eindringen der Sonne nicht vertragen; einige Fenster sind verbaut oder verkleinert worden; doch haben die Hauptzimmer alle Oeffnungen behalten und das Licht, welches sie überströmt, ist lebhafter als das äußere, da es zugleich direkt und zurückgeworfen ist.

*) Hardwicke-Hall more glass than wall.

Ungeheure Vorhänge an Stangen nach der Mode jener Zeit mildern dieses Licht, welches alle Farben verzehrt und in der Länge der Zeit alle Gegenstände erbleichen macht.

Die Vorderseite geht nach Westen hin. Vor dem Hause erstreckt sich eine Blumenpartie, nach der Mode der Zeit entworfen. Rabatten mit Zwergbuchsbäumchen umzogen bilden Buchstaben und Figuren. Indem man den gepflasterten Hof durchschreitet, der diese Partie in zwei Theile trennt, sieht man rechts und links nur sonderbar angelegte Gruppen, die aber so reich und so frisch sind, daß das Gemälde hindert, den Rahmen zu bemerken. Von der Höhe des Hauses liest man deutlich die Anfangsbuchstaben Elisabeths. Die Rabatten und die Blumen bilden den Grund, die kleinen Alleen von gelbem Sand, welche sie zeichnen, stellen die Buchstaben vor. Jenseits des Eingangsgitters erstreckt sich ein Rasenplatz, und dahin schlängelt sich ein weißes Thal in sanften Abhängen zwischen zwei Hügelreihen hin, senkt sich nach Westen zu, dann erhebt es sich wieder allmählig höher, um sich in den Höhen zu verlieren, die den Horizont umsäumen. Die englische Landschaft entfaltet da alle ihre Reichtümer, Gehölze, Wiesen, klare Gewässer, grüne Hecken, Baumbüsche, wohlhabende Landschaften, schön wie Alles, was reich ist, die aber nicht durchdringt. Maria hatte diese Aussicht nicht vom Fenster ihres Gefängnisses. Da die Vorderseite des alten Schlosses nach Norden ging, so empfing ihr Zimmer die Sonne nur schräg, des Morgens und des Abends, und übersah das Thal nur von der Seite. Ohne Zweifel, weil sie die Unbequemlichkeit ihrer neuen Wohnung kannte, wollte Elisabeth von Hardwicke, daß dieselbe vom Thal gegenüber liege, und von Englands ganzer Sonne beleuchtet würde.

III.

Das Porträt der Gründerin von Hardwicke ist in der Gallerie zu sehen, neben dem der Maria Stuart, das, wie man sagt, getroffen war, und sie in Trauer mit einem Schleier darstellt. Wenn das Maria Stuart ist, so müßte von jener Zeit an ihre Schönheit Elisabeth nicht mehr in Schatten stellen. Das Gesicht der Elisabeth von Hardwicke ist fein, geistvoll, aber unfreundlich. Die Farbe ihrer Haare, ein Anstrich von Schlaubeit und Autorität, könnten sie für Elisabeth selbst halten lassen; sie gleicht ihr und nannte sich, so wie sie, Bess, eine Abkürzung von Elisabeth: Bess of Hardwicke, würdige Gefangenwärterin der guten Königin Bess, wie man Elisabeth nannte.

Im Alter von vierzehn Jahren war Bess Waise und eine reiche Erbin. Ihr erster Mann, ein Kind wie sie, starb nach einigen Monaten der Ehe, und hinterließ ihr große Güter. Wittwe, ehe sie in der

vollen Blüthe ihrer Schönheit stand, geistreich, schon voll Ehrgeiz, begehrt, verfügte sie erst zu 24 Jahren über ihre Hand.

Ein Günstling Heinrichs VII., Sir William Cavendish, von diesem Fürsten bereichert bei der großen Vertheilung der Güter der Geistlichkeit, erhielt die junge Wittwe in Folge eines Kontraktes, der ihr sein ganzes Vermögen zusicherte.

Um ihr zu gefallen, tauschte er sämtliche Besitzungen seines Landes gegen Güter in Derbyshire um, und baute dort Chalsworth, jetzt die königliche Wohnung des Herzogs von Devonshire, einem Nachkömmling dieses zweiten Gemahls, und seit 1694 der sechste Herzog dieses mächtigen Hauses.

Sir William Cavendish starb und Bess ward von Neuem Wittwe mit sechs Kindern. Die reiche Ständefrau ließ sich bald durch neue Besitzungen rühren, die ihr Sir William St. Loo zu Füßen legte. Er war selbst Wittwer und hatte Kinder. Er beraubte letztere zu Gunsten derer seiner Frau, die er bald darauf zum dritten Mal zur Wittwe machte, doch zu einer 40-jährigen Wittwe, die keineswegs der Ehe müde war, welche sie mit Gütern dieser Welt überhäufte, und stets ihr die Aussicht des Ueberlebens stellte. Doch hatten ihre ungeheuren Reichtümer einen andern Ehrgeiz noch in ihr rege gemacht: sie wünschte ihren Landadel gegen den hohen Adel zu vertauschen. Georg Talbot, Graf von Shrewsbury, bot ihr einen der ältesten Englands an; sie machte Talbot zu ihrem vierten Gemahl, und wußte ihn siebenzehn Jahre zu überleben.

Seine ritterliche Rechtlichkeit hatte Talbot die traurige Ehre verschafft, von Elisabeth zum Gefängniswärter der unglücklichen Maria Stuart gewählt zu werden. Es sei nun, daß er, wie alle Gefängniswärter Maria's, von zu zartem Interesse für seine Gefangene ergriffen worden sei, oder auch, daß seine Frau dies nur befürchtete, genug, es brachen Mißhelligkeiten zwischen den beiden Gatten aus. Die schmalen Lippen des Bildes der Bess von Hardwicke, dieses so schlau und so strenge Auge bringen mich zu der Ueberzeugung, daß ihre Eifersucht nicht angenehm zu ertragen sein mußte. Der Mann war Gefängniswärter der Königin von Schottland, die Frau war Hüterin des Gefängniswärters. Sie gab Maria bei Elisabeth an, Maria ihrerseits verklagte sie auf Grund mehrerer Aeußerungen, die sie über die Sitten der Königin gethan hatte*). Die letztere bediente

*) Herr Mignet führt einen Brief Mariens an Elisabeth an, worin sie sich nach seiner richtigen Bemerkung das doppelte Vergnügen gewährt, sich an ihrer Hüterin zu rächen, um ihre Feinde zu verwunden. Der Brief scheint jedoch nicht an seinem Bestimmungsort angelangt zu sein.

sich dieser Streitigkeiten, um die Gefangenschaft ihrer Feindin zu verschärfen.

Niemals genoß ein schändliches Herz einer raffinirteren Rache; Elisabeth brauchte Maria nicht mehr zu beneiden um die unglückselige Gabe, sich die Liebe so vieler Herzen zu erwerben, daß sie ihr außer der Gefängnißstrafe noch das Schrecklichste verschaffte, eine eifersüchtige Frau zur Gefangenwärterin.

Bess von Hardwicke verlebte die siebenzehn Jahre ihres letzten Wittwenstandes in fast königlichem Ueberfluß und Glanz. Achtzigjährig, doch immer thätig, fand sie, in Ermangelung einer fünften Heirath, noch eine letzte Art des Ehrgeizes, um ihre übrige Lebenszeit auszufüllen. Nach Geld und Ehre erfaßte sie eine Leidenschaft für Bauwerke. Chatsworth ist, wie man sagt, die schönste ihrer Schöpfungen. Eine andere Oldcotes, fast Chatsworth gleich, ist nur noch eine Ruine. Hardwicke ist der Typus eines Herrenhauses aus der Zeit Elisabeths. Die Mobilien und die ganze Einrichtung sind, so wie sie die Wittwe der vier Ehegatten hinterlassen hat.

Alles, was in England reist, und das ist fast ganz England, besucht Hardwicke, um zu sehen, wie sich die großen Herren zur Elisabeths Zeit einrichteten, an was für Kaminen sie sich wärmten, um die Sessel zu betrachten, auf welche sich diese merkwürdigen, ernstesten Gestalten niedergelassen, deren Bilder, außer etwa vierzehn Tagen im Jahre, die einzigen Bewohner dieser Gallerie sind.

Außer diesen königlichen Häusern ordnete Bess viele milde Stiftungen in Derby an, und ließ für sich dort ein Grab errichten, mit dem festen Vorsatz, erst so spät als möglich dieses Grab zu bewohnen. Sie beschäftigte sich sogar mit ihrer letzten Wohnung, um nur den Zeitpunkt ihres Einzugs in dieselbe hinauszuschieben. Nach einem Horoskop sollte sie erst zu leben aufhören an dem Tage, wo sie aufhören würde zu bauen. Sie starb in der That nach einem heftigen Frost, der die Maurer genöthigt hatte, die Kelle ruhen zu lassen.

Ich glaube an das Horoskop, es war von einem Propheten, der die Frau wohl kannte und auch Kenntnisse des menschlichen Herzens besaß. Eine Frau ihres Characters mußte an dem Tag sterben, der sie zum Stillstand zwang.

Die Gallerie von Hartwicke-Hall, hundert achtzig englische Fuß lang, ist nicht erleuchtet, sondern durchschneidend gemacht durch die Fenster, welche die äußere Wand einem ungeheuren Rahmen gleich machen. Gute Gemälde sind dort nicht viele, aber Porträts im Ueberfluß und alle aus jener Zeit. An den beiden Ausgängen der Gallerie sind zwei Thüren einander gegenüber, durch welche, sobald die Glocke Mitternacht verkündet, in Festkleidern Elisabeth und ihr Opfer eintreten. Beide gehen bis in die Mitte

des Saales, verbeugen sich vor einander und setzen sich neben einander auf zwei Throne, die an der Mauer lehnen, überdeckt mit einem roth sammetnen Thronhimmel.

Die Sage berichtet nicht, ob sich die beiden Nebenbuhlerinnen anreden, und sie thut wohl daran. Eine Erklärung würde von Neuem diejenigen entzweien, welche der Tod in seinem ewigen Schweigen versöhnt hat.

Ein Gespräch der Todten ist zwischen den Nebenbuhlerinnen unmöglich. Denn im Grunde, ungeachtet der großen Interessen, welche sich mit ihrem Streit verwebten, war er doch nicht würdiger als der, welcher sich zwischen zwei gewöhnlichen Frauen entspinnt, nur erscheint die eine umgeben von der Glorie der Schönheit und des Unglücks, die andere trägt den Stempel des Unterdrückers und des Henkers.

Bonaparte's Warnerin.

Mit Bonaparte's Ernennung zum ersten Consul auf Lebenszeit verlich er sich selber die Macht und Gewalt eines Königs, und so war denn seine Hofhaltung ebenfalls nach und nach in eine königliche umgewandelt. Was man einige Jahre vorher verdammte, das stellte man jetzt wieder eifrigst her. Man schlug alte Bücher und Vorschriften, die sich über das Ceremoniel verbreiteten, auf das Sorgfältigste nach; man zog alte Höflinge, alte Diener zu Rathe.

Fragen: „Wie war das ehemals? Wie verhielt man sich in solchen Fällen?“ waren im Innern des Palastes an der Tagesordnung, und mit einer Art von Aengstlichkeit rief man die alten Gebräuche und Gewohnheiten der Vergangenheit zurück.

Mit Recht erklärte der Consul den Aufenthalt in den Tuilleries für einen traurigen, wo man weder ruhig noch frei athmen könne, und er brachte daher alle schönen Tage in Malmaison zu. Allein, Malmaison war zu entfernt von Paris, nur mit Schwierigkeiten konnten die für eine Hofhaltung unentbehrlichen Umgebungen dahin geschafft werden; übrigens glich auch Malmaison mehr einer Bürgerwohnung als einem Palast, und war auch viel zu klein, um dort die Pracht und den Glanz eines Hofes entwickeln zu können.

Bonaparte nahm daher aus eigener Machtvollkommenheit das Schloß von Saint-Cloud in Besitz, ungeachtet er einige Zeit vorher, als ihm dasselbe angeboten wurde, erklärt hatte: „Er würde weder während der Dauer des Consulats, noch vor Ablauf eines Jahres nach der Niederlegung dieses Amtes

irgend ein Geschenk von der Nation annehmen.“ — Der ehrgeizige Held vergaß schnell seine eigenen Worte, sobald er nur einmal einen Schritt auf dem Wege der Herrschaft gethan hatte; — das ist die alte Erfahrung.

Es wird erzählt: der Finanzminister Gaudin sei der erste gewesen, der bei einer Audienz in Saint-Cloud einen Haarbeutel und Spitzen-Manschetten getragen habe; schnell fand sein Beispiel Nachahmer, und der Galanterie-Degen und die seidenen Strümpfe verdrängten bald den Säbel und die Stiefeln.

Bonaparte selbst trug im Jahre Zehen der — sogenannten — Republik bei dem Feste des 14. Juli ein in Lyon gesticktes rothseidenes Hofkleid, und bemerkte, daß die Engländer, welche dem ersten Consul ihre Aufwartung machten, gepudertes Haar und einen Haarbeutel an ihren Kragen befestigt hatten, so wie dann Höslinge — und dergleichen gab es wohl immer, sei es im Dienste des Hofes oder der Volksstimmung — den Puder von Neuem hervorsuchten.

All' dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten hatten einen Anstrich von Wichtigkeit bekommen; die alten Perückenmacher fingen an, mit den neuen Haarkünstlern zu kämpfen; jeden Morgen wurde der Kopf des ersten Consuls genau betrachtet, und hätte man ihn ein einziges Mal gepudert erblickt, so würde gepudertes Haar sogleich für eben so gesunde als bequeme Mode der Revolution erklärt und das natürliche Haar verbannt worden sein.

Die alten Damen, die noch den Hof des fünfzehnten Ludwigs gekannt, und sich bei dem neuen Gewalthaber eingeschlichen hatten, stellten sich an die Spitze der Bewegung, und die jungen Frauen zitterten vor dem Augenblick, wo die Keifröcke und die Toupets wieder eingeführt würden. Madame Bonaparte aber schlug sich ganz entschieden auf die Seite der Opposition, und ihr vielleicht allein verdanken es noch heute unsere jungen Damen, daß sie nicht genöthigt werden, ihre schönen Haare pudern zu müssen; denn es ist bekannt, daß alle Pariser Narrheiten, selbst die gefährlichsten, bekanntlich noch in vielen Ländern mit Jubel und Trubel eingeholt werden!

Während nun nach und nach der Bonaparte'sche Hof eine Nachbildung jenes zu Versailles wurde, war das Lästige für den größten Theil der Personen, welche ihre Pflicht nach Hofe rief, die Messe, die jederzeit der Audienz vorausging.

Sehr natürlich, denn der Kirchenbesuch war ungemeyn selten gewesen, und Einige von Denen, die jetzt vor Bonaparte erscheinen, hatten früher selbst mitgewirkt, um allen Gottesdienst völlig zu beseitigen. Uebrigens verfuhr man in dieser Messe ziemlich weltlich: die Sängerinnen der Opern ließen sich dort hören, und Diejenigen, welche an den Fenstern,

welche nach der Kapelle gingen, keinen Platz mehr fanden, schritten in den Gallerien auf und nieder und schwatzten mit einander.

Eines Tages wurde die Messe eine Stunde früher als gewöhnlich gehalten.

„Dies geschieht deshalb,“ sagte der erste Consul, dem Widerwillen nicht entgangen war, den man gegen diesen Zwang empfand, „um Diejenigen zu entbinden, welche die Messe nicht besuchen wollen.“

Indeß besuchte Bonaparte selbst doch öfter die Messe, als es Madame Bonaparte angenehm war.

Josephine war ihrem Gemal ungemeyn ergeben, wünschte nichts, als dessen Glück, und kein Opfer erschien ihr zu groß, das dahin führen konnte; aber eben diese Zuneigung und Ergebenheit dieser edlen Fran, die späterhin doch ein Opfer des Ehrgeizes ihres Gatten wurde, eines Ehrgeizes, der ihn sogar bis zur Ehescheidung trieb, machte sie ungemeyn eifersüchtig auf Alles, was fürchten ließ, sie könne Bonaparte entbehrlich werden.

In Folge dieser Wachsamkeit entging ihr nicht, daß während der Messe das Auge des ersten Consuls unverwandt auf ein und das nämliche Fenster der Gallerie gerichtet war, an welchem jederzeit eine junge, ausgezeichnet schöne und mit wahrhaft ängstlicher Bescheidenheit gekleidete Person saß; sie hatte kastanienbraunes Haar, schöne blitzende Augen, die fröhlich in die Welt blickten, einen herrlichen Wuchs und zwei kleine allerliebste Hände, die ein Gebetbuch von rothem Maroquin hielten, dessen Blätter von den niedlichen Fingern umgewendet wurden, während die durchdringenden Augen des Mädchens über die heiligen Bilder hinwegzuschlüpfen suchten, um den belebten Blicken des ersten Consuls zu begegnen. Das war eine Erscheinung, welche Josephine beunruhigen mußte.

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte die Gemahlin des ersten Consuls die Damen ihrer Umgegend, „sie hat es gewiß auf Bonaparte abgesehen! — Als der erste Consul unter dem Fenster vorüberging, an welchem sie sitzt, ließ sie ein Briefchen herunterfallen, das Bonaparte aufhob; — ich habe das sehr wohl bemerkt.“

Niemand unter ihnen war im Stande, Josephinens Neugier zu befriedigen; ein Theil behauptete, die junge Dame sei eine Engländerin, welche erst kürzlich nach Frankreich gekommen; Andere meinten, sie sei eine ganz neuerdings von der Liste der Verbannten gestrichene Emigrantin, die der Vermittlung des ersten Consuls bedürfe.

Nach der Audienz, welche auf die eben erwähnte Messe folgte, wollte Bonaparte im Park spazieren fahren; seine Gemahlin, sein Bruder Joseph, Düroc, Hortense, die so eben Ludwig Bonaparte geheirathet hatte, und der Consul Cambaceres stiegen in

den
her
die
Bode
wolle
setzte

Di

den
einen
vom

deß
er
sinnu

folgte
erfaß

ohnm

zurück

trage

schöne

selber

ihm

Schu

Wort

steige

bemer

daß

schäft

sein

Dür

Di

verleg

sich

net,

„L

Prell

ren

terst

Pulv

Lunte

den Wagen. Der König von Preußen hatte kurz vorher Bonaparte einen kostbaren Postzug geschenkt und die vier edlen Rosse zerstampften ungeduldig den Boden. Dem ersten Consul fiel ein, selbst fahren zu wollen; er ließ daher den Kutscher absteigen und setzte sich auf den Bock.

Die Fahrt begann, allein bei dem Gitter, welches den Garten von dem Park trennt, fuhr er gegen einen Prellstein, kam aus dem Gleichgewicht und fiel vom Wagen; zwar wollte er sich wieder erheben, indes er fiel abermals vom Wagen und verlor die Besinnung. Die Pferde, ihres Führers beraubt, verfolgten die Straße. Düroc sprang aus dem Wagen, erfaßte glücklicherweise die Zügel und brachte die ohnmächtig gewordene Josephine nach dem Gitter zurück. Bonaparte wurde nach seinen Zimmern getragen; als er sich wieder erholt hatte, griff er machinesmäßig in seine Westentasche und zog aus derselben das Papier hervor, welches in der Kapelle vor ihm niedergefallen war. Josephine, die ihm über die Schulter sah, las die mit Bleistift geschriebenen Worte, welche der Zettel enthielt; sie lauteten: „Besteigen sie heute keinen Wagen.“ — „Kein Mensch,“ bemerkte Bonaparte, „konnte vorher wissen, weder, daß ich heute ein für mich ganz fremdartiges Geschäft vornehmen, noch daß ich selbst so ungeschickt sein würde, gegen einen Prellstein anzufahren. — Düroc, untersuchen Sie also den Wagen!“

Düroc gehorchte, kam aber sehr bald blaß und verlegen zurück, zog Bonaparte aus dem Zimmer, wo sich Josephine noch befand, in ein anstoßendes Cabinet, und sprach hier zu ihm:

„Bürger-Consul! wären Sie nicht gegen den Prellstein gefahren und vom Bocke gefallen, so wären wir sämmtlich verloren gewesen; denn im Hintersitz des Wagens lag eine, mit Eisenstücken und Pulver gefüllte Bombe und daneben eine brennende Lunte: jedenfalls würde diese Bombe, wäre sie geplatzt, uns Alle über die Bäume des Parks weit hinweggeschleudert haben. Nur noch weniger Minuten bedurfte es und das Feuer erreichte das Pulver. Man muß sogleich Fouché von der Sache benachrichtigen!“

„Schweigen Sie,“ entgegnete Bonaparte, „die Entdeckung des ersten Complots erzeugt sogleich ein zweites. Josephine darf durchaus keine Ahnung von der Gefahr bekommen, in der sie schwebte, ebenso wenig Hortense, Joseph und Cambaceres; es muß Alles vermieden werden, was dieses Ereigniß zur Deffentlichkeit bringen könnte; nicht einmal von meinem Unfall dürfen die Zeitungen sprechen. Lesen Sie!“

Bei diesen Worten ergriff er ein Buch aus seiner Bibliothek, welches sich über Cromwell's Leben verbreitete, schlug eine Stelle darin auf und Düroc

las: „Cromwell hatte von einem deutschen Fürsten sechs herrliche Pferde geschenkt bekommen; mit Thurler allein machte er in einem leichten Wagen, dem jene Pferde vorgespannt waren, eine Spazierfahrt im Hydepark, und ihm fiel ein selbst fahren zu wollen. Ohne Zweifel meinte er wohl, es könne nicht schwerer sein, sechs Pferde zu regieren als drei Nationen. Allein die jungen raschen Pferde wurden unter der ungeschickten Hand ihres neuen Führers wild, gingen durch und bald wurde der Wagen umgeworfen. Bei dem Sturz ging eine Pistole los, welche Cromwell bei sich trug, jedoch ohne ihn zu beschädigen. Man hob den erschrockenen und zerquetschten Protector auf, der übrigens noch besser davon gekommen war, als Thurler.“

„Ich will nicht,“ sprach Bonaparte weiter, indem er das Buch wieder wegstellte, „daß man mich mit Cromwell vergleichen soll, jenem Heuchler! jenem Fanatiker! — Habe ich wohl einen König, wie Karl den Ersten ermordet? — Düroc, versäumen Sie ja nächsten Sonntag die Messe nicht; ich will da eine junge Frauensperson bezeichnen, welche in dem vierten Fenster der Gallerie mir rechts gegenüber sitzen wird; beobachten Sie diese Person genau und folgen Sie ihr, wenn sie die Kapelle verläßt, oder schicken Sie ihr Jemand nach; aber jedenfalls schaffen Sie mir über ihren Namen, ihre Verhältnisse, ihre Wohnung Nachricht; ich habe meine Gründe, weshalb ich die Polizei nicht mit jenem Geschäft beauftragen will. Sie haben doch den Wagen ganz genau untersucht und jenes Mord-Instrument sorgfältig den Augen der Neugierigen entzogen? In dieser Voraussetzung wollen wir noch jetzt in den Park spazieren fahren.“

Die Spazierfahrt ward wirklich von Neuem unternommen, weil Bonaparte darauf bestand; aber diesmal ließ er den Kutscher auf den Bock.

Am nächsten Sonntag erschien die junge Frau nicht in der Messe zu Saint-Cloud; vergeblich suchte die eifersüchtige Josephine jene zierliche Gestalt, während Bonaparte ungeduldig dem Hochaltare den Rücken zudrehte, um mit seinem durchdringenden Auge jeden, auch den entferntesten Winkel der Kapelle zu untersuchen.

Unterdessen hatte der Winter Saint-Cloud unwohnbar gemacht. Man näherte sich dem Monate, welchen der republikanische Kalender ganz richtig als den Schneemonat (Nivose) bezeichnet; der erste Consul kehrte daher nach Paris zurück und die großen Tuilleries wurden wieder geöffnet.

Eines Abends, es war am 3. Nivose, stieg Bonaparte, begleitet von Lauriston, Lannes und Berthier in den Wagen. Eben sollte dieser abfahren, da lief eine Frau, deren Kopf durch einen schwarzen Mantel verhüllt war, auf dem Carousselplaz herbei,

drängte sich durch die Soldaten, welche Bonaparte begleiteten, hielt ein Papier in die Höhe und rief ängstlich: „Bürger-Consul! Bürger-Consul!“

Bonaparte grüßte sie mit jenem liebenswürdigen, einnehmenden Lächeln, das er so in seiner Gewalt hatte, streckte gleichzeitig die Hand, nahm den Brief und sprach:

„Eine Bittschrift, Madame? Beruhigen Sie sich, ich werde sie lesen, und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Bürger-Consul!“ rief die Frau nochmals und rang die Hände — „um Gotteswillen! —“

Allein der Wagen, dessen Führer, wie man behauptet, an jenem Abend betrunken war, fuhr, wie der Blitz davon; Bonaparte warf das Papier, das er so eben empfangen hatte, in seinen Hut und sagte zu seiner Umgebung:

„Ich konnte ihre Gestalt nicht betrachten; aber der Stimme nach zu urtheilen, war das ein junges Weib!“

Der Wagen flog über das Pflaster, daß die Funken stoben. Noch hatte derselbe die Straße von Saint-Nicaise nicht verlassen, da entstand ein fürchterlicher Lärm in der Gegend, an der sie eben vorüber gekommen waren; Menschen schreien, Häuser stürzten übereinander zusammen und in dem ganzen Viertel sprangen die Fensterscheiben klirrend entzwei.

Schon war der erste Consul im Opernhause. Er grüßte die staunende Versammlung, kreuzte dann die Arme über die Brust und schien dem Dratorium von Haydn: „Die Schöpfung“, das eben aufgeführt wurde, die ungetheilteste Aufmerksamkeit zu widmen.

Da besann er sich auf die Bittschrift, die er beim Herausfahren aus den Tuileries erhalten hatte; er suchte in seinem Hute, öffnete sie und las folgende Zeilen: „Um Gotteswillen, Bürger-Consul! fahren Sie heute nicht nach dem Opernhause, oder fahren Sie mindestens nicht, um sich dahin zu begeben, durch die Straße Saint-Nicaise.“

Der Rath kam zu spät! Bonaparte blickte in die Höhe und sah jetzt in einer Loge dritten Ranges, der gegenüber, in welcher er sich befand, jene junge Dame, die ihm schon in der Capelle von Saint-Cloud aufgefallen war; sie faltete die Hände und schien dem Himmel zu danken; ihr herrliches, braunes Haar war der einzige Schmuck, der ihr Haupt zierte und um die Schultern hing jener schwarze Mantel, in welchem sie sich verhüllt hatte, als sie einige Augenblicke früher zu dem Wagen des ersten Consuls drang.

„Lannes!“ sprach Bonaparte zu diesem, gehen Sie augenblicklich in den dritten Rang hinauf; dort in der Loge, uns gegenüber, werden Sie ein junges Mädchen finden, das einen schwarzen Mantel trägt; begleiten Sie dasselbe nach den Tuileries, ich muß die Dame durchaus sprechen.“

Bei diesen Worten ergriff er Lannes beim Arme und wollte ihm das Mädchen zeigen, welches er meinte.

„Sehen Sie auf, Lannes! Jene ist's!“

Allein das Mädchen war nicht mehr in der bezeichneten Loge, der schwarze Mantel verschwunden; nirgends konnte man die auffallend schönen braunen Haare erblicken, die das reizende Kind vor allen andern auszeichneten, und weder Fouché, noch dem diensteifrigen Dubois gelang es, sie auszufundschaffen. Niemand in der Loge, wo sie gewesen, hatte sie gekannt, und kaum ward ihr Eintreten und Verschwinden bemerkt worden.

Es ist allgemein bekannt, was auf die Entdeckung der Höllemaschine erfolgte.

Jahre verflossen seitdem: dem Consulate folgte das Kaiserreich, ein Sieg dem andern; endlich kam der Augenblick, wo ganz Europa Frankreich überzog und Napoleon zwang, die Krone niederzulegen.

Kurze Zeit hindurch ward die Insel Elba ein Augenmerk für die ganze Welt, und es bedurfte nur eines Schrittes von dort nach Paris, um das Kaiserreich wieder herzustellen. Allein die Schlacht bei Waterloo stürzte das Reich abermals; der Kaiser, dessen Adler sich nicht mehr aufrichten konnten, faßte den Entschluß, sich England zu vertrauen, in der Meinung, daß das Unglück heilige und der Kriegsrühm veredle. Er täuschte sich in dieser Berechnung und mußte den begangenen Irrthum theuer genug bezahlen.

In dem Augenblick, wo er Frankreich verließ und die Barke zu besteigen gedachte, die ihn nach dem englischen Schiffe bringen sollte, hatten sich seine Freunde und Anhänger an dem Wege aufgestellt, um ihn noch einmal und zum letzten Male zu sehen.

Bonaparte dankte mit der Hand, lächelte auch hier mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, und als ein alter Soldat ihm begegnete, reichte er ihm die Hand und nannte ihn bei seinem Namen.

Jetzt stürzte aus der Menschenmenge, die den Kaiser umgab, eine Frau hervor, die sehr schön gewesen sein mußte; denn in jenem Augenblicke war sie, obgleich verblüht, noch immer reizend und erregte allgemeine Bewunderung und tiefe Theilnahme; tiefe Trauer sprach sich in ihren Zügen aus.

„Sire! Sire!“ rief sie erschöpft, „lesen Sie!“ — und bei diesen Worten überreichte sie ihm eine Bittschrift. Der Kaiser ergriff die Schrift und betrachtete die Frau, welche sie ihm überreichte; da war es ihm, als athme er die Blumendüfte des Parks von Saint-Cloud ein, als sähe er die Schloßcapelle, das vierte Fenster in der Gallerie rechts; Josephine und Dürroc standen vor seinem geistigen Auge; er vernahm die Töne des Haydn'schen Dratoriums. Diese angenehme, süße Täuschung ging schnell vorüber; er schüttelte

den Kopf und faßte sich; dann warf er einen Blick auf das ihm überreichte Schreiben, zerriß es in kleine Stücke und gab solches dem Winde preis, der vom Ufer herüberwehte.

„Um Gotteswillen, Sire! Kehren Sie um, noch ist es Zeit!“ schrie die Frau in voller Verzweiflung. „Nein!“ antwortete der Kaiser — was geschrieben ist, bleibt geschrieben! — dann zog er einen herrlichen, orientalischen Rubin, ein theures Andenken aus dem ägyptischen Feldzuge, und überreichte ihn jener Frau, welche die Hand küßte, die ihr das kostbare Geschenk bot.“ — Nun wendete sich Napoleon ab und betrat das englische Boot.

* * *

Drei Warnungen hatte Bonaparte von diesem Weibe empfangen: zwei davon waren nutzlos, weil er zu spät Kenntniß von ihnen bekam; die dritte, die Nichts als die Bitte enthielt, er möge sich nicht den Engländern anvertrauen, wurde von ihm zurückgewiesen!

„Aber wer war denn jenes Weib, Herr Herzog?“

Diese Frage wurde in Aix in der Provence an Fouché gerichtet, der sich, nachdem er bei Ludwig dem Achtzehnten in dessen Ministerium anfänglich eingetreten, dann in Ungnade gefallen war, dorthin zurückgezogen und verheirathet, und bei dem man in einer Gesellschaft die Anekdote, die wir eben vortrug, erzählt hatte.

„In der That, antwortete Fouché, „ich kann darüber keine Auskunft geben, und der Kaiser scheint das Geheimniß mit sich genommen zu haben.“

Alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, besteht darin: daß eine Verwandte von einem der Haupt-Anstifter des Attentats vom 3. Nivose, im J. 1837 im Hotel-Dieu verstorben ist, und man bei ihr einen orientalischen Rubin gefunden hat, den sie an einer seidenen Schnur um ihren Hals gebunden hatte.

Miszellen.

St. Martin (Westindien). Auf den französischen Antillen herrscht seit der Freierklärung der Neger mit den vollen Rechten der Weißen die größte Noth, und unter den Pflanzern selbst ein Schreckenszustand, der sich nicht schildern läßt; denn außerdem, daß der Wohlstand der Pflanzler vernichtet, die meisten Familien an dem Bettelstab gebracht sind, weil die freien Neger, trotz aller Versprechungen des höchsten Lohnes nicht arbeiten wollen, steht das Leben der Weißen fortwährend in Gefahr, indem die Mulatten, von den Weißen nicht geachtet und von den Negern ver-

abscheut, um ihre Rache zu befriedigen, die Neger gegen die Weißen hetzen. Das Grundeigenthum ist um 90 Prozent gesunken. Handel und Produktion liegen ganz darnieder, und nirgends ist der Weiße seines Lebens sicher. Die Zucker-Ernten haben in diesem Jahre noch nicht ein Viertel der sonstigen erreicht, eben weil die Neger nicht arbeiten wollen, und gefesselt und zügellos auf den Inseln herumstreifen. Die französischen Schiffe mußten ohne Ladung heimkehren. Nur eine bedeutende Militärmacht kann, wie die Sachen in diesem Augenblicke stehen, auf den französischen Antillen wieder einigermaßen Ordnung und Sicherheit herstellen. Das Paradies der neuen Welt könnte bei einem Flächeninhalt von 30,000 Geviertmeilen wenigstens 5 Millionen Menschen reichlichst nähren, so üppig ist sein Pflanzenleben. Vor etwa fünfzig Jahren entriß eine halbe Million Neger diesen Garten der französischen Regierung. Damals blühten auf demselben mehr als tausend Plantagen und Meiereien, die zur Ausfuhr jährlich für mehr als 25 Millionen Dollars erzeugten, durch den Feldbau 500,000 Menschen nährten, 700 europäische Schiffe mit ungefähr 20,000 europäischen Seeleuten beschäftigen. — Diese reiche Insel mit allen ihren Plantagen, ihren Städten, öffentlichen Gebäuden, wissenschaftlichen Anstalten aller Art, Hospitälern, niederen und höheren Schulen wurden den Negern überlassen. Und was war die Folge? Nachdem die Neger die Weißen vertrieben und ermordet, mazzelten sie auch alle Farbigen nieder, und die Ausfuhr ist bis zu einem Sechstel herabgesunken. Die Reime der europäischen Civilisation dort, wie auch auf den übrigen französischen Antillen, vom Gouvernement mit besonderer Vorliebe gepflegt, sind alle untergegangen, und jetzt ist St. Domingo wieder der Schauplatz der empörendsten Grausamkeiten. Auf Gnadeloupe sind in der letzten Zeit mehrere farbige Sozialisten verhaftet und vom Militärgericht zum Tode verurtheilt worden, weil sie überführt waren, eine Verschwörung zur Begründung einer sozialistischen Republik angezettelt zu haben, wo zum gesegneten Anfang alle Weißen ohne Unterschied ermordet werden sollten. Die Verurtheilten haben Cassation nachgesucht. Sind auch die Inseln jetzt zum Schutze der Weißen unter Kriegsgericht gestellt, so kann dies nicht ohne eine bedeutendere Militärmacht, als sie jetzt dort ist, aufrecht gehalten werden. Ehe die Besatzungen verstärkt sind, können die von vielen Seiten aufgehetzten Neger es zum Aeußersten kommen lassen; die Weißen haben das Aergste zu gewärtigen, wird ihnen nicht bald Hilfe (Sera Numinis vindicta!).

— Daß bei einem Volk so niederer Culturstufe als die Indianer sind, ein tiefgewurzelter Aberglaube auch in medizinischen Dingen eine Rolle spielt, versteht sich von selbst. Der Indianer glaubt an Heren

(Mauali) und Krankheiten, die sie anrichten, welchen mit Beschwörungen entgegentreten werden muß, an das böse Auge, den Schreck bei kleinen Kindern (es ist gewöhnlich die Folge von Magensäure), wogegen das Lesen des Evangeliums durch den Geistlichen hilft. Er fürchtet den bösen Wind (Checatl), einen boshaften Elementargeist, der in den Wassern haust. Wenn nämlich ein Indianer irgend einen Schmerz plötzlich bekommt, einen Rheumatismus, Kolik oder dergleichen, so hat es der Checatl gethan: er sinnt nach, wo er zuletzt über ein Wasser geschritten ist, denn dort hat sich der Gnom festgesetzt. An dieses Wasser wird vor Tag ein neuer Wasserkrug gebracht, frisches Weißbrod in einem neuen Tuche, eine Schale mit Maisbrot und eine mit Chocolate. Der Name des Kranken wird dreimal in den Krug gerufen, die Mündung nach dem Wasser gekehrt, was den Checatl bewegt zu kommen und das Geschenk in Empfang zu nehmen. Wohl aus demselben Grunde achtet der Indianer auf die Kinder, wenn sie über eine Brücke gehen, und fällt eins hin, so peitscht er die Stelle, damit der Schatten nicht liegen bleibe und von den Wassergeistern geholt werde. Es ist überhaupt höchst merkwürdig, wie der Glaube an die Wasserniren dem der germanischen Völker und der griechischen Mythe so nahe kommt. In der Tiefe der Flüsse, wo sie am ruhigsten fließen und mit hohem Baumwuchs überschattet sind, wo die Antlantschana, eine kleine liebliche Gestalt, welche in der Dämmerung, in einer bunten Schale auf dem Wasser schwimmend, zauberhaft singt, und Alle, welche, von dem Gesang angezogen, sich dem Flusse nähern, in die Tiefe zieht. In den Quellen der Gewässer wohnt der Vater der Flüsse, der Nachts an dem Ufer wandelt, und seine Heerde, die Fische, hütet. So auch richten die Indianer Bitten an die Wassermutter, wenn die Regenzeit zu lange ausbleibt, damit sie Regenwolken sende, und hängen an die Spitzen der Berge Botivgeschenke auf. Selbst an die Quellen werden in einigen Gegenden an bestimmten Tagen Opfer von allerlei Gewaaren gebracht und den Niren an's Ufer gestellt, damit sie nie die Fülle des Wassers den Anwohnern entziehen mögen.

Man kann nur schwer diese Reste des Glaubens, der Vorzeit erfahren, denn sie treiben ihr Wesen für sich, und verbergen es sorgfältig vor Allen, die nicht ihres Stammes sind.

— Die „Patrie“ erzählt folgende Anekdote aus Lyon, die, falls sie erdichtet sein sollte, wenigstens gut erfunden ist: Vor einigen Tagen rasirte ein Lyoner Barbier, der als ein eifriger Sozialist bekannt ist, einen befreundeten Meinungsgenossen. Während sein Messer am Kinn des Kunden thätig

war, sagte er plötzlich: „Ich möchte den Kopf des Generals Kastellane so zwischen meinen Händen haben, wie jetzt den Deinigen, wie schnell wollte ich mit ihm fertig sein!“ Am andern Tag sah unser Barbier zu seiner großen Verwunderung den General Kastellane in voller Uniform und mit allen seinen Orden angethan, vor seiner Thür vom Pferde steigen und wie ein gewöhnlicher Kunde in seine Stube treten. Der General nahm einen Stuhl und sagte: „Ich habe vernommen, daß Sie meinen Kopf zwischen beiden Händen zu haben wünschen, ich komme, Sie zu bitten, mich zu rasiren.“ — Man kann sich die Verwirrung des Barbiers gegenüber der Kaltblütigkeit und der außerordentlichen Festigkeit des Generals denken. Er wußte kein Wort zu antworten und ging maschinenmäßig an Erfüllung seines Berufs. Während aber sein Messer am Kinn des Generals beschäftigt war, zitterte er so stark, daß er einige Male, jedoch ohne alle Mitschuld seines Willens, beinahe den Tag zuvor ausgesprochenen Wunsch verwirklicht hätte. Als die Operation, übrigens ohne Unfall, beendet war, stand der General auf, gab dem Barbier fünf Franken und sagte: „Lieber Freund, ich wollte Ihnen zeigen, daß ich nicht der Mann bin, mich durch Drohungen, die man gegen mich richtet, erschrecken zu lassen. Sie und ihre Freunde, profitiren sie von der Lektion!“ — Nach diesen Worten ging der General fort, bestieg sein Pferd und ritt davon.

— Das Original-Manuskript von Walter Scott's „Waverley“ ganz von der Handschrift des Verfassers, wurde jetzt von Mr. James Hall der Advokaten-Bibliothek von Edinburg geschenkt. Im Jahre 1831 wurde dieses Manuskript auf der Auction von Evans um 20 Pf. Sterling verkauft; Mr. Hall erwarb es später für 40 Pf. Sterling. „Waverley“ wurde von Scott bekanntlich im Jahre 1805 begonnen und blieb bis zum Jahre 1813 unvollendet liegen. Das Papier-Wasserzeichen in dem Manuskript ist ein Beleg für dessen Echtheit.

— Es sind bei Umgrabungen in London neuerdings eine Menge interessanter Alterthümer aus der Römerzeit gefunden worden, zumeist interessantes, leider fragmentarisches Töpfergeschirr der pseudo-saurianischen Art, Bronze-Artikel und Glas-Corallen. Auch ein großes Stück von der Stadtmauer der alten Stadt Corinium liegt zu Tage. Man beabsichtigt, Nachgrabungen in größerem Style zu veranlassen, und damit im nächsten Frühjahr den Anfang zu machen.

Hierzu eine Beilage: **Modebild Nr. 9.**

Kopf des
nden ha-
te ich mit
r Barbier
l Kastel-
n Orden
igen und
de treten.
te: „Ich
schen bei-
me, Sie
n sich die
altblütig-
s Gene-
rten und
Berufs.
Generals
er einige
ens, bei-
nisch ver-
ns ohne
uf, gab
„Lieber
nicht der
n gegen
und ihre
— Nach
ieg sein

Scott's
fassers,
ookaten-
re 1831
n Evans
warb es
rde von
en und
n. Das
ein Be-

erdings
der Rö-
es, lei-
do-sau-
orallen.
er alten
sichtigt,
nlassen,
ang zu

ebild



PARISER MODEN

Beilage z. Spiegel.

Ausgegeben am 26. Dec. 1831.